

## JACOB NEUSNER

<sup>1</sup> Die in unseren Ohren befremdlich klingende Pluralform «Judentümer» entspricht der Pluralform «judaisms» im amerikanischen Original, die offensichtlich mit Bedacht verwendet wird, weil der Autor die Annahme, daß alle Judentümer ein einziges und einheitliches Judentum bilden, als Irrtum betrachtet (Anm. des Übers.).

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

Samuel E. Karff

Wie soll man dem  
heutigen jüdischen  
Fundamentalismus  
begegnen?

Es kann nicht bestritten werden, daß die überwältigende Mehrheit der Juden in der Welt die fundamentalistische Sicht, die Jacob Neusner so klar definiert hat, ablehnt. Die meisten Juden distanzieren sich von einer segregationistischen Lebensweise und sind darauf bedacht, sich vorbehaltlos am Leben der Staatsbürger mit seinen Lasten und Vorrechten zu beteiligen. Die meisten sind bestrebt, sich respektvoll mit anderen Juden und Nichtjuden zu arrangieren. Die meisten fügen sich gern in den Gesellschaftsvertrag ein, der unterschiedliche Gruppen in eine pluralistische Gesellschaft einbindet, und übernehmen ihren Teil an Verantwortung für das Gemeinwohl. Was soll dann unsere Antwort sein auf einen fundamentalistischen «Rejektionismus», eine Verweigerungshaltung, die Zweifel

1928 geboren. US-amerikanischer Staatsbürger israelitischen Glaubens. Studierte am Harvard College, am Jewish Theological Seminary of America und an der Columbia University in den USA sowie am Lincoln College der Universität Oxford in England. Baccalaureus artium, Magister der hebräischen Literaturwissenschaft, Doktor der Philosophie (1960). Seit 1968 Professor für Religionswissenschaften an der Brown University (USA). Mitglied des National Council on Religion of Higher Education und der American Society for the Study of Religion. Research Associate Editor des «Journal of American Academy of Religion». Anschrift: 735 Fourteenth Avenue Northeast, St. Petersburg, Florida 33701-1413, USA.

an der Legitimität unseres eigenen Judentums wecken könnte?

*I. Die pluralistischen Traditionen im Judentum  
neu zur Geltung bringen*

Solcher «Rejektionismus» spiegelt sich wider in Versuchen, eine Änderung des «Heimkehrrechtes» des Staates Israel zu erzwingen und denjenigen, die sich bei «nichtautorisierten» Rabbinen zum Judentum bekehrt haben, das Privileg des automatischen Erwerbs des israelischen Bürgerrechts abzuspochen. Zu anderen in der Öffentlichkeit weniger bekannt gewordenen Versuchen einer «Delegitimierung» gehört eine rabbinische Verfügung, nach der es Professoren nicht-orthodoxer jüdischer Seminare nicht gestattet werden darf, in einer orthodoxen Synagoge zu lehren, womit verhindert werden soll, daß dort häretische Lehrmeinungen vorgetragen werden; ferner eine Verfügung, wonach derjenige, der an Rosch Haschana, dem jüdischen Neujahrsfest, eine nichtorthodoxe Synagoge besucht, nicht seiner Pflicht nachgekommen ist, das Schofar (= Widderhorn) so blasen zu hören, wie es sich gehört. Ähnliche Beispiele ließen sich noch viele anführen.

Die konstruktivste Antwort auf einen solchen Rejektionismus ist fürs erste, daß wir aus der Tradition selbst von neuem die Gefahren und den Schaden der fundamentalistischen Stimmung bewußt machen. Der Talmud erinnert warnend daran, daß der Tempel in Jerusalem zerstört wurde, weil Juden jüdische Mitmenschen «grundlos gehaßt» haben. An anderen Stellen wird die Zerstörung des Tempels auf Richtersprüche in der jüdischen Gerichtsbar-

keit zurückgeführt, die es an Mitleid und Weitherzigkeit fehlen ließen.

In klassischen jüdischen Texten gibt es auch immer wieder Argumente für eine respektvolle gütliche Einigung zwischen unterschiedlichen Sichtweisen. Eine oft zitierte Mischna bezeugt, daß die Schule des Schammai und die des Hillel in vielen Dingen verschiedener Meinung waren, wozu auch die Frage der Eheauglichkeit gehörte. Die eine Schule erlaubte, was die andere untersagte, die eine redete von Eheauglichkeit, wo die andere von Eheuntauglichkeit redete. Nichtsdestoweniger «ließen sich die Männer Schammais nicht davon abhalten, Frauen aus Familien der Schule Hillels zu heiraten, und ebenso ließen sich die Männer Hillels nicht davon abhalten, Frauen aus Familien der Schule Schammais zu heiraten».

Solche pluralistischen Motive in klassischen Texten sind besonders willkommen, wenn sie von Gelehrten zitiert werden, die sich selbst als orthodox (aber nicht fundamentalistisch) bezeichnen. In dieser Kategorie sind vor allem Eliezer Berkovits und David Hartman zu nennen. Wenn auch eine solche Argumentation die Fundamentalisten nicht überzeugen wird, so ist sie doch ein wichtiges Gegenmittel gegen Selbstzweifel und Demoralisierung im nichtfundamentalistischen jüdischen Lager.

## II. Konstruktive Selbstkritik

Unentwegtes und hieb- und stichfestes Argumentieren gegen die fundamentalistischen Versuche, allen übrigen von uns die Legitimität abzuspochen, genügt aber nicht. Wir nichtfundamentalistischen Juden müssen auch in unserem eigenen Lager beunruhigende Fragen aussprechen und dürfen uns nicht vor konstruktiver Selbstkritik drücken. Dies gilt vor allem für uns, die wir uns als nichtorthodoxe (oder liberale) Juden bezeichnen. Ein von den Fundamentalisten ins Treffen geführtes Argument lautet, daß ihre restriktive Deutung der Bundesnormen allein rechtmäßig sei und daß sie das einzige Mittel sei, das Judentum und das jüdische Volk vor einer zersetzenden Assimilation in einer nichtjüdischen Welt zu bewahren.

Diesem Anspruch mit dem Gegenargument zu begegnen, daß das Überleben der Juden durch Jahrhunderte hindurch tatsächlich durch schöpferische, manchmal radikale Neuinterpre-

tation der Bundesnormen gefördert wurde, mag zwar berechtigt sein, genügt aber nicht. Wir müssen zugeben: Wenn auch übermäßige Starrheit eine Feindin jüdischer Vitalität und jüdischen Überlebens sein mag, so ist eine schlappe Anpassungsbereitschaft, die keine Grenzen kennt und die Kraft verloren hat, zu der uns umgebenden Kultur und zu uns selbst «Nein» zu sagen, eine ebenso große Feindin.

Der fundamentalistische Angriff sollte ein bis in die Tiefen der Seele dringendes Suchen nach einer verantwortlicheren liberalen Haltung in Gang setzen. Die liberalen Abweichungen von halachischen Normen (= Rechtsnormen) sollten mit klassischen jüdischen Texten begründet werden; man sollte die Berechtigung einer *selektiven Übernahme heutiger kultureller Normen* (Bestärkung der Rolle der Frauen, einschließlich der Ordination weiblicher Rabbinen) zu begründen suchen durch die Berufung auf grundlegende jüdische Werte (wie die Würde des Mannes und der Frau vor Gott). Und es sollte deutlich werden, daß der jüdische Liberalismus nicht nur Brücken zur umfassenderen Kultur baut, sondern daß er auch die Kraft hat, Grenzen zu ziehen.

## III. Den jüdischen Inklusivismus fördern

Die Antwort auf den jüdischen Fundamentalismus aber darf sich natürlich nicht auf eine verstärkte Behauptung unserer eigenen Authentizität oder eine konstruktive Selbstkritik beschränken. Die jüdische Gemeinschaft verfügt über institutionelle Strukturen, die darauf zugeschnitten sind, einen jüdischen Inklusivismus zu fördern, der unsere Spaltungen in Denominationen übersteigt und ein Gegengewicht gegen die exklusivistische Haltung jüdischer Fundamentalisten darstellt. Diese Strukturen gründen sich auf die Voraussetzung, daß Juden auch dann ein gemeinsames Schicksal teilen, wenn wir über Fragen der Halacha und des Glaubens verschiedener Ansicht sind. In unserer Zeit hat Hitler keinen Unterschied gemacht zwischen fundamentalistischen und nichtfundamentalistischen Juden, zwischen Orthodoxen und Nichtorthodoxen, zwischen Gläubigen und erklärten Atheisten.

Die Lebensbedingungen in einer Welt nach dem Holocaust haben die pragmatischen Zionisten zur überwältigenden Mehrheit in der welt-

weiten Judenheit gemacht. Wenn es darum geht, welches der gangbarste Weg sei, dem rechtmäßigen Anspruch der palästinensischen Araber gerecht zu werden, sind die Gefühle gespalten. Das Engagement für Israels Überleben und Wohlergehen und für die Möglichkeit, daß alle Juden, die einer Zuflucht bedürfen, sich hier ansiedeln können, ist eine Aufgabe, die das Weltjudentum geeint hat.

In den meisten jüdischen Gemeinschaften des Westens gibt es einen kommunalen Zusammenschluß auf bürgerlicher Basis, der orthodoxe, konservative und der Reformbewegung angehörende Juden ebenso wie solche, die sich nicht zu einer Synagoge zählen, zusammenbringt. Die Finanzmittel, die von solchen Vereinigungen aufgebracht werden, dienen zur Unterstützung Israels und der örtlichen Gemeinde. Ein wesentlicher Anteil dieser Finanzmittel wird in jüdische Erziehungseinrichtungen am Ort investiert. Es fehlt uns noch eine umfassende Studie über die Bedeutung solcher Vereinigungen für die Einigung einer ideologisch ungleichartigen jüdischen Gemeinschaft und für die Aufrechterhaltung eines pragmatischen Pluralismus in ihren Reihen. Manche fundamentalistischen jüdischen Institutionen haben für ihre Schule Zuschüsse beantragt und erhalten. Sie fühlen sich abhängig von diesen Mitteln und müssen daher klugerweise von heftigen Angriffen auf andere Judentümer absehen. Eine Auswirkung dieses Arrangements ist es, daß die öffentlichen Angriffe gemäßigt geblieben sind und daß ein hohes Niveau guter Umgangsformen bewahrt worden ist, vor allem in der amerikanischen Diaspora.

Der Einfluß des «Council of Jewish Federations and Welfare Funds» (eines Zusammenschlusses örtlicher Vereinigungen) war deutlich zu spüren während des vor einigen Jahren unternommenen letzten Versuchs, nichtorthodoxe Konvertiten zum Judentum von den durch das «Rückkehrgesetz» zugesicherten Rechten auszuschließen. Die Fundamentalisten in Israel und den USA eröffneten den Kampf. Als Reaktion darauf schlossen sich orthodoxe Gruppen der Haupttrichtung mit nichtorthodoxen jüdischen Organisationen zusammen, um eine politische Entscheidung zu verhindern, welche die Mehrheit der amerikanischen Juden Israel hätte entfremden können. Der Rat jüdischer Vereinigungen verfaßte eine Stellungnahme, die sich in al-

ler Entschiedenheit für eine inklusivistische Regelung aussprach, und die israelische Regierung kapitulierte daraufhin nicht vor den Forderungen der Fundamentalisten.

Im allgemeinen können jüdische Fundamentalisten in den auf Konsens ausgerichteten pluralistischen Strukturen der jüdischen Gemeinschaft in den USA nicht die Oberhand gewinnen, und sie können hier auch keinen zwingenden Einfluß ausüben. Leider sichern die schwer kalkulierbaren Auswirkungen des Wahlsystems in Israel den dortigen Fundamentalisten ein unverhältnismäßiges Gewicht. Da sich jedoch die meisten Israelis die Zielsetzungen der Fundamentalisten nicht zueigen machen, ist zu hoffen, daß diese anomale Situation auf lange Sicht nicht anhalten wird.

Möglicherweise wird eine der gewichtigsten Herausforderungen des fundamentalistischen Programms von einer auf religiöser Basis arbeitenden jüdischen Dachorganisation, die sich aus Vertretern der Reform, aus Konservativen und Orthodoxen der Haupttrichtung zusammensetzt, ausgehen: Der «Synagogue Council of America» (SCA) ist seiner offiziellen Struktur nach ein solches Instrumentarium.

Da jede der Gründergruppen ein Vetorecht hat, muß der SCA in seinem Handeln vollkommenen Konsens erreichen. Diese Organisation wird immer dort am meisten sichtbar, wo es darum geht, ein gemeinsames religiöses Interesse an der Sicherheit Israels zu bekunden, und sie hat die jüdische Gemeinschaft bei Beratungen mit protestantischen ökumenischen Gruppen und mit der katholischen Kirche vertreten. Immer wieder haben die orthodoxen Gruppen im SCA Druck von rechts spüren müssen, diese Struktur zu verlassen. Bis jetzt haben sie diesem Druck widerstanden. Man kann sicherlich sagen, daß die überwiegende Mehrheit der amerikanischen Juden das Bestehen einer solchen *ökumenischen jüdischen Organisation* unterstützt. So vorsichtig ausgewogen und in seinen Möglichkeiten begrenzt er auch sein mag, stellt der SCA doch eine wichtige jüdische Antwort auf die für eine Selbstabsonderung eintretende Philosophie der jüdischen Fundamentalisten dar.

#### IV. Juden und Nichtjuden

Da die Fundamentalisten sich nicht nur von Mitjuden absondern, sondern auch bloß eine

äußerst begrenzte pragmatisch-instrumentelle Zusammenarbeit mit der nichtjüdischen Welt akzeptieren, ist auch in diesem Bereich eine Antwort erforderlich. Sicherlich haben die meisten Juden schon «mit den Füßen abgestimmt». Die Menschen der jüdischen Gemeinschaft haben sich vor allem im Westen die integrationistische Haltung praktisch zu eigen gemacht, und zwar durch die Wahl ihres Wohnsitzes, durch ihre Berufswahl und durch ihr Verhalten im politischen Leben. Die meisten Juden streben nach einem Gleichgewicht zwischen einer Wendung nach innen (zur Synagoge, jüdischen Erziehungseinrichtungen und sozialen Institutionen zur Pflege ihrer durch den Gottesbund begründeten Sonderstellung) und einem Auslangen, das darauf zielt, *teilzuhaben an der größeren interreligiösen und soziopolitischen Gemeinschaft*.

Viele Rabbinen arbeiten mit in interreligiösen Klerikervereinigungen, und einige auch in Dialoggruppen. Kirchliche Gruppen werden zu den Pessachmählern jüdischer Gemeinden eingeladen, und in den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es interreligiöse Gottesdienste zum Thanksgiving Day. Diese Gelegenheiten stellen schon in sich interessante Herausforderungen dar: Wie kann eine Liturgie entwickelt werden, die weder dem anderen zum Anstoß wird noch das eigene Glaubenszeugnis schmälert?

Ein früher erreichter *liturgischer Konsensus* für solche interreligiösen Gottesdienste war *gegründet auf dem asymmetrischen Verhältnis zwischen Judentum und Christentum*: Christen können zum Gott Israels beten, aber ein interreligiöses Gebet muß christologisches Reden vermeiden. Dieser Konsensus ist von christlichen Amtsträgern in wachsendem Maß in Frage gestellt worden, weil sie das Empfinden haben, daß er die Integrität ihres Glaubens verletzt.

Die interreligiöse Szene in den USA wird ferner durch eine wachsende Präsenz von Muslimen und Buddhisten herausgefordert. In jedem Fall, in dem interreligiöser Gottesdienst und Dialog möglich ist, ist die Teilnahme von Juden daran eine konstruktive symbolische Antwort auf den jüdischen Fundamentalismus.

Von stärkerer symbolischer Bedeutung als das, was wir beten, wenn wir mit anderen zusammen sind, ist die Art und Weise, wie wir in unserer jeweils eigenen Liturgie übereinander reden. Christliche Liturgien, die noch Spuren

der im Neuen Testament überlieferten jüdisch-christlichen Polemik aufweisen, haben Juden immer befremdet und gekränkt. Die christliche Kirche — zu ihrer Ehre sei es gesagt — hat bei ihrer Liturgiereform auf diesem Gebiet Feingefühl bewiesen. Ein vergleichbares Feingefühl ist zumeist in der nichtorthodoxen jüdischen Liturgie sichtbar geworden. Hier sollte der nicht-fundamentalistische Jude sich wieder darauf beziehen, daß es in seiner Tradition selbst deutliche Zeugnisse dafür gibt, daß Gottes Wahrheit nicht nur dem jüdischen Volk mitgeteilt wird. Der talmudische Segensspruch, der Gott dankt für die Weisheit, die einem heidnischen Seher geoffenbart wurde, ist eingebettet in das folgende Gebet aus der Liturgie des Reformjudentums: «Wir danken Dir für die Weisen und Lehrer aller Völker und Glaubensgemeinschaften, die vielen geholfen haben, Dich und Deinen Willen tiefer zu verstehen.»

#### V. Gemeinsame Verantwortung für Gerechtigkeit und Frieden

Schließlich gibt es noch jene jüdische Antwort auf den Fundamentalismus, die sich gründet auf unsere gemeinsame Verantwortung für Gerechtigkeit und Frieden in der Gesellschaft. Solche interreligiöse gesellschaftliche Aktion erreichte ihren Gipfel während der Bürgerrechtskampagne in den sechziger Jahren, als Konferenzen zum Thema Religion und Rasse das Gewicht von Gottes Wort in die Waagschale warfen. Bis zum heutigen Tag gibt es noch vielerlei Beratungen und Zusammenarbeit von Gruppen der US-amerikanischen Kirchen und Synagogen, um eine gemeinsame Vision von Gesellschaftsordnung zur Geltung zu bringen. Diese Bestrebungen werden natürlich kompliziert durch Themen, in denen wir geteilter Ansicht sind (z.B. Kirche-Staat-Verhältnis, Israel u.a.). Nichtsdestoweniger geben wir nichtfundamentalistischen Juden auch eine Antwort auf die Herausforderung durch den heutigen jüdischen Fundamentalismus, wenn wir ein tätiges Interesse für die Würde und das Wohlergehen aller Kinder Gottes in der Gesellschaftsordnung beweisen.

Wenn die Herausforderung durch den jüdischen Fundamentalismus auch ein Gebiet ist, das Interesse verdient, so ist es doch unwahrscheinlich, daß seine Ideologie sich durchsetzen wird, gewiß nicht in den Vereinigten Staaten

von Amerika und nicht einmal in Israel — außer die Gesellschaftsordnung würde sich radikal zum Bösen verkehren, so daß die fundamentalistische Sicht einer isolierten Judenheit inmitten einer feindlichen Welt schreckliche Plausibilität gewänne. Abgesehen von einem solchen tragischen Szenario ist es nicht wahrscheinlich, daß die jüdische Gemeinschaft den Fundamentalisten erlauben wird, das Geschick der Gemeinschaft zu gestalten und zu bestimmen.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

SAMUEL E. KARFF

Geboren in Philadelphia; Doktor der Hebraistik. Lehrtätigkeit unter anderem an der Universität Notre Dame, an der Divinity School (Chicago) und an der Rice University (Houston). 1956 Ordination zum Rabbi. Seither stand er mehreren jüdischen Gemeinden vor. Seit 1975 ist er Oberrabbi von Beth Israel, der ältesten Synagoge von Texas. Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen. Anschrift: Senior Rabbi Samuel E. Karff D.H.L., Congregation Beth Israel, Houston, Texas 77096, USA.